

Zur Psychologie des Alters

Autor(en): **Jaffé, Aniela**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **71 (1962)**

Heft 3

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-547913>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sich unter Tannen tummeln, ein bildschönes, blasses Prinzesschen, das auf einem Prachtsschimmel reitet. Leim oder nicht Leim? Die Helferin und Fräulein J. beraten sich eingehend. Im Nu ist der Nachmittag um, und die «Leim-oder-nicht-Leim»-Frage ist noch immer nicht entschieden. Bis zum nächsten Besuch hat Fräulein J. eine Lösung gefunden. Sie präsentiert ihrer Rotkreuzhelferin einen «Musterblätz», auf dem sie den feinsten Zickzackstich, den ihre Maschine hergibt, ausprobiert hat. Gemeinsam wird nun Baumstamm um Baumstamm, Zwerg um Zwerg befestigt. Fräulein J. näht, die junge Helferin verhindert den Stoff am Wegrutschen. Von Mal zu Mal geht es leichter, mit der Uebung wächst auch die Sicherheit und mit der Sicherheit die Freude.

Wir sind der jungen Rotkreuzhelferin etwas später wieder begegnet, diesmal an jenem Ort, wo sie das Rüstzeug für diese ablenkende Tätigkeit holt: im Kurslokal der Sektion Zürich, wo sie eifrig da-

mit beschäftigt war, aus Papiermaché einen Kasperlikopf zu formen.

Mit ihr haben sich dort eine ganze Reihe von Rotkreuzhelferinnen eingefunden, die sich als Bastlerinnen betätigen wollen. Zum Teil haben sie bereits mit ihren Schützlingen kleinere Arbeiten gemacht, einige gehen jede Woche einen Nachmittag in ein Heim oder ein Spital, wo sie der Beschäftigungstherapeutin beim Vorbereiten oder Abschliessen von Patientenarbeiten helfen. «Macht Ihnen denn der weite Weg ins Spital nichts aus», fragen wir eine Kursteilnehmerin, von der wir wissen, dass sie schon seit Jahren in einem Pflegeheim mit den Betagten bastelt und am entgegengesetzten Ende der Stadt wohnt? Erstaunt schaut sie auf. «Die Frauen warten doch darauf, dass ich komme. Und zudem sind wir ja nicht nur für uns allein verantwortlich.»

ZUR PSYCHOLOGIE DES ALTERS

Von Aniela Jaffé

Wir haben Frau Aniela Jaffé, eine der engsten Mitarbeiterinnen von C. G. Jung, gebeten, für unsere Zeitschrift etwas zur Psychologie des alten Menschen zu schreiben. Sie schickte uns als Antwort das Manuskript eines Artikels, den sie vor einiger Zeit dem Westdeutschen Rundfunk für eine von Edith Mendelssohn-Bartholdy betreute Sendereihe «Der Lebensabend» geschrieben hatte. Aniela Jaffés Arbeit liegt eine Untersuchung mittels freier Gespräche im Altersheim Basel zugrunde, und sie kommt bei diesen Untersuchungen zum Schluss, dass im betagten Menschen ein starker Trieb am Werke sei, sich zu isolieren, sich von der Welt zu lösen und in jene Einsamkeit zu gelangen, «wo nach Verstummen und Verblassen der äusseren Eindrücke die innere Welt lebendig werden kann.» Bei vielen indessen vermag die innere Welt nicht lebendig zu werden. C. G. Jung sprach zuweilen von Patienten des Typus, den wir heute mit Vorliebe den Managertyp nennen, Menschen, die stets nur äusseren Erfolgen, Gütern, Reizen nachgejagt sind, in seltenen Momenten vielleicht denkend, dass man Versäumtes im Alter nachholen könnte. Alt geworden, stehen sie da mit leerer Seele, ohne warme Zugehörigkeit zu anderen, ohne jene Weisheit, die davon abhängt, ob wir im Laufe des Lebens Schätze gesammelt haben, die Motten und Rost nicht fressen und die uns nähren, wenn die Buntheit des Lebens verblasst; ob wir uns die Freiheit bewahrt haben, uns abzulösen vom Aussen und uns nach innen zu wenden. Vieles fällt ja ohnehin ab, was ehemals wichtig erschien. Diese Einengung des seelischen Raumes kann zu Leere und Dürre, sie kann aber auch zu ungeahnter Fülle führen, wenn man sich im Ablauf des Lebens geübt hat, neben dem Umtrieb des bewussten Denkens und Handelns auf die Regungen des Unbewussten zu achten und aus dem Herzen zu gestalten.

Die östlichen Kulturen kennen auch für den Laien die Uebung der Meditation, die im Abendland am meisten bei der katholischen Kirche beheimatet ist. Doch auch ohne vorgeschriebene Formen ist dem religiösen Menschen die Einkehr nach innen vertraut, und er kennt ihre Wirkung, die das Herz fest, still und geduldig macht. Es unterliegt indessen keinem Zweifel, dass die Unrast des Lebens dieses innere Stillewerden im Alter erschwert. Ruhige Betätigung mit Ton, am Webrahmen, mit Handarbeiten aller Art, Basteln können den Betagten — als Anregung innerer Kräfte — aus einer leeren und dünnen Einsamkeit in ein innerlich bereichertes Stillewerden im Alter führen.

Vor einiger Zeit habe ich im Auftrag von Dr. A. L. Vischer, Basel, eine psychologische Untersuchung an 52 Frauen und 47 Männern im Altersheim Basel durchgeführt.

Ein besonderes Thema war nicht gestellt worden, sondern es ging ganz allgemein um die Frage nach dem alten Menschen.

Ich benutzte die Methode des freien Gesprächs,



Zeichnung von Margarete Lipps, Zürich

das heisst, die alten Menschen sprachen von dem, was sie selber interessierte. Dabei ergab es sich ganz von selber, dass sie von dem angingen, was auch für meine Untersuchung wichtig war: nämlich von der Vergangenheit, vom Alter, vom Heim und vom Sterben. Als Unterstützung des Gesprächs wurde mit jedem einzelnen der Rorschach-Test gemacht.

Selbstverständlich waren die meisten dieser alten Menschen mir gegenüber nicht ganz offen in ihren Aussagen. Vieles wurde verschwiegen, manches gefärbt. Das war auch gar nicht anders zu erwarten. Sie wollten alle in einem mehr oder weniger günstigen Lichte oder als interessante Persönlichkeiten dastehen.

Für die Arbeit waren aber auch die subjektiven Angaben über ein Leben nicht uninteressant, sondern ebenso wichtig wie die objektiven Daten. Aus der subjektiven Darstellung der Vergangenheit und der Gegenwart, aus den Akzenten der Emotion, der eigenen Wertung, ergab sich das seelische Bild des Menschen. Dazu kam erleichternd eine Tatsache, die sich in den Gesprächen mit den Alten immer deutlicher zeigte: *dass nämlich im Verlaufe der Jahre der Mensch, das heisst sein Wesen, mehr und mehr mit seinem gelebten Leben identisch wird.* Ein Sieb-

zigjähriger oder ein Achtzigjähriger ist das, was er gelebt hat. Sein Leben hat ihn zu dem geprägt, was er heute darstellt, und zwar oft mit einer fast grausamen Uerbittlichkeit. Wenn je, dann wird es beim alten Menschen deutlich, dass das innere und das äussere Leben nur zwei Aspekte des einen vom Menschen gelebten Schicksals sind. In den gebückten oder aufrechten Gestalten, in den müden, verunzelten Gesichtern und den oft schon matten Augen prägt sich nicht nur ein Charakter, sondern ein ganzes Schicksal aus.

Der Mensch wird mit den Jahren zum Typus. Meist ist es auf der sozialen Stufe, die im Heim vor allem vertreten war, der Berufstypus. Der alte Fuhrmann, der alte Lokomotivführer, Strassenreiniger, die alte Magd, die Verkäuferin — sie alle sind heute das, was sie ihr Leben lang taten. Der Beruf hat sie geformt, ihre Tätigkeit, ihre Leistung und ihr Einsatz im Leben haben dieses und sie selbst geprägt.

Auf einer höheren sozialen Stufe müsste eine solche Identität des Menschen mit seinem Beruf kritisiert werden, weil hinter der kollektiven Fassade noch der individuelle Mensch steht, der bei einer solchen Identifikation zu kurz kommt. Doch bei diesen einfachen Menschen scheint die Identität

mit dem Berufe gerade den Grad an individueller Bestimmtheit darzustellen, den sie in ihrer Entwicklung durchschnittlich erreichen können. Obwohl auch hier in jedem einzelnen Gespräch ein besonderes Schicksal auftaucht, verlaufen diese Leben doch mehr oder weniger unbewusst und bleiben im Kollektiven. Das, was sie am deutlichsten aus dem Kollektiven heraushebt und sie stempelt, ist die Arbeit, der Beruf. Sie wachsen aus einem grossen anonymen Kreis in einen etwas kleineren, gleichsam halb-anonymen Kreis: in den des Berufes. Und das sind sie selber.

Auch die Erfolglosen oder die Gestrandeten kommen nicht darum herum, eine Identität von Mensch und Schicksal, wenn auch vielleicht nur undeutlich, zu spüren. — Ein alter Mann kann noch so sehr beteuern, es seien die äusseren Umstände gewesen, die dies und jenes bei ihm verhindert und unmöglich gemacht hätten, die ihn in diesen und jenen Lagen beruflich oder menschlich versagen liessen; es muss doch eine innere Stimme da sein, die ihm anderes zuflüstert. Sonst müsste er sich nicht verteidigen, und sonst hätte er kein Minderwertigkeitsgefühl. Irgendwo spürt er, dass er selbst als Mensch und das nun hinter ihm liegende Leben nicht voneinander zu trennende Grössen sind. Dass sich daran nun im hohen Alter nichts mehr ändern lässt, dass alles unwiderruflich festgelegt ist ohne die Hoffnung, noch einmal von vorne beginnen und mit mehr Glück aufbauen zu können, ergibt den Ernst und die Schwere, manchmal die Tragik eines solchen Lebensbildes.

Es ist eine altbekannte Erscheinung, dass die alten Menschen rückwärts schauen, dass sie mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart, geschweige denn in der Zukunft leben. Soweit es sich aus den hundert Gesprächen ergab, hängt das Wohlbefinden im Greisenalter wesentlich davon ab, wie das Leben sich gestaltete und ob die Vergangenheit genug Erlebnisse enthielt, die jetzt aus der Erinnerung als Licht in das Dämmer des Abends hineinleuchten können. — Der alte Fuhrmann zehrt noch heute davon, wie es war, als er «zweispännig durch die Ostschweiz» fuhr. Die alte Köchin weiss heute noch jedes Lob der Herrschaft und schmeckt in der Erinnerung jedes gelungene Rezept; eine vor einem halben Jahrhundert unternommene Reise wird mit allen Einzelheiten als das schönste Abenteuer des Lebens erzählt.

Das Rückwärtsschauen der Alten wird durch den Umstand begünstigt, dass sie in der Gegenwart nur sehr schwer Neues aus der realen Welt aufnehmen, was nicht unmittelbar ihre eigene Person, ihr eigenes Wohl und Wehe betrifft. Sie können das anscheinend nicht mehr. Im allgemeinen wollen sie es aber auch gar nicht. Eine noch nicht siebzigjährige Frau sagte, sie lese keine Bücher mehr, die seien wertlos für sie geworden. Sie sei jetzt zu alt dafür. Ein Mann meinte, er dürfe jetzt in seinem hohen Alter nicht mehr so viel «nachgrübeln» über die Dinge. Das könne ihm schaden. — Vor

allem haben die Alten nicht mehr viel Interesse für das sich gegenwärtig um sie herum abrollende Leben. So sagte mir ein Mann, er läse keine Zeitungen mehr. Er habe sein ganzes Leben Zeitungen gelesen, das lange. Nun habe er genug davon.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass das mangelnde Gegenwartsinteresse vieler alter Menschen damit zusammenhängt, dass die Gegenwart an sich nur ein Uebergang zur Zukunft ist. Und diese ist für den alten Menschen mehr als ungewiss. Jedes Planen fällt dahin, und das Hoffen wird auf ein sehr bescheidenes Mass reduziert. Gerade in bezug auf das Zeitungslesen sagte mir ein verhältnismässig differenzierter Mann: er lese sie zwar, aber eigentlich interessiere ihn nicht mehr, was darin stünde. Ihm könne es ja überhaupt gleich sein, was kommen werde. Das liesse ihn kühl und mache ihn nicht schlaflos. Er erlebe das alles ja doch nicht mehr.

Es war recht schwierig, herauszufinden oder herauszuspüren, wie eigentlich diese Greise in der Gegenwart stehen. Einen Anhaltspunkt — wenn auch nicht mehr — glaube ich in der Erzählung eines alten Mannes gefunden zu haben. Wie die meisten Alten, die körperlich dazu noch imstande waren, ging er in seiner Freizeit gern spazieren. Das mache er am allerliebsten, sagte er. Und dann beschrieb er den Spaziergang oder vielmehr sein Erleben: er sitze in der Sonne, das sei warm. Ein Hund komme daher; er kenne ihn schon. Man dürfe ihn nicht füttern, aber er werde doch gefüttert. Die Kinder kämen aus der Schule, die Kinder zankten sich usw. Was hier erlebt wird, ist reinste Gegenständlichkeit; man könnte auch sagen: reinstes Sein, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft. Es ist das, was immer so war und immer so sein wird — darum schon nicht mehr Gegenwart, sondern Zeitlosigkeit.

Das, was nach meinen Erfahrungen mit den hundert alten Menschen das reale Gegenwartsinteresse am intensivsten wach und bewusst hält, ist der eigene Körper und die eigene Gesundheit. — In vielen Fällen, besonders häufig bei Frauen — wurde der Kontakt überhaupt erst hergestellt, wenn die ganze Leidensgeschichte körperlicher Schmerzen und Beschwerden vorgebracht worden war.

Es ist auch eine bekannte Tatsache, dass die Alten für die von aussen kommenden Eindrücke kein Gedächtnis haben. Sie erleben zwar anscheinend mit mehr oder weniger Lebendigkeit, sie sind dabei, fühlen sich beteiligt; aber schon nach kurzer Zeit ist das Erlebnis spurlos zerronnen und aus dem Bewusstsein entschwunden. Die Alten klagen selber, sie hätten kein Gedächtnis mehr. «Ich habe ein fabelhaftschlechtes Gedächtnis bekommen», sagte einer. — Sie nehmen das als eines der wichtigsten und auffälligsten psychischen Symptome des Alternens. Was sie heute erlebt — was sie vor einer halben Stunde gegessen hätten — so sagen sie —, das wüssten sie nicht mehr; aber das, was vor vierzig Jahren war, das sei so deutlich, dass sie jede Einzelheit noch vor sich sähen.

In den meisten Fällen positiver Einstellung handelte es sich um Leute, die im Altersheim 1. Klasse ein Einzelzimmer bewohnten und denen die Stille ihrer Abgeschiedenheit wie ein sorgenfreies Ausruhen nach einem arbeitsreichen Leben vorkam. Es sei nun Feierabend, oder: sie müssten sich um nichts mehr kümmern, so sagten sie, und das genossen sie. Ein ehemaliger Musiker, der mit seiner Frau zusammen im Heim 1. Klasse wohnte, erklärte, er könne sich gar nichts Besseres denken; denn er stamme aus so kleinen Verhältnissen, dass es für ihn viel sei, keine Sorgen mehr zu haben. Seine Frau tat den charakteristischen Ausspruch: «Wir fühlen uns wie bei gutsituierten Eltern.»

Verhältnismässig am leichtesten hatten es die alten verheirateten Frauen mit Kindern und Enkeln, der Gegenwart des Alters zu entrinnen; denn diese Mütter und Grossmütter lebten viel intensiver in dem Leben der engeren und weiteren Familie als in ihrem eigenen. Das Leben wurde bunter und reicher, und diese Frauen blieben mit dem Leben «draussen» noch vital verknüpft. Das Lebenszentrum lag in solchen Fällen aber nicht in ihnen selbst, sondern in der nähern oder weiteren Familie, deren Sorgen sie teilten. Das hatte zur Folge, dass sie weniger in die Problematik des hohen Alters als in diejenige des mittleren Alters verwickelt waren, das heisst in die Fragen der Ehe, der Kinder, des Berufs und des Geldes. Ihre Gedanken kreisten um diejenigen Dinge, mit denen sich sonst ein Greis nicht mehr abzugeben braucht. Von solchen Frauen kann eine grosse Ruhe, sogar ein Beglücktsein ausgehen. Es sind oft die «jugendlichen Alten», die alt und älter werden, ohne es allzu stark zu spüren. Nur von einem weiteren Standpunkt aus liesse sich sagen, dass sie — wenn auch vielleicht mit Liebenswürdigkeit und Charme — *der eigentlichen Problematik und den Aufgaben des Alterns aus dem Wege gehen.*

Die Männer stehen dem Alter eher mit einer mehr oder weniger deutlich geäusserten Resignation gegenüber. «Es ist so, wie es ist», hört man sie sagen. «Was will man machen, jeder wird einmal alt», so lautet ihre Philosophie. Manchmal gibt es auch nur eine resignierte Handbewegung und ein leise gemurmertes »I Gott's Name«, und einer zitierte den Vers: «Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist.»

Einen Wert an sich, einen spezifischen Sinn wissen auch die alten Männer dem Alter nicht abzugewinnen; eher betonen sie ihre Rüstigkeit und Lebensfreude: «Ich lebe gern und schaffe gern», betonte ein 74jähriger ehemaliger Fabrikarbeiter.

Die positive Einstellung der alten unverheirateten Frau mag daran liegen, dass die meisten von ihnen, die ich im Heim antraf, ein sehr hartes und entsagungreiches Leben hinter sich hatten. Sie hatten als Fabrikarbeiterinnen, Dienstmädchen, Stickerinnen, Verkäuferinnen jahrzehntelang geschafft und wurden nach ihrer Entlassung, oft erst im hohen Alter, letztlich auf sich selbst gestellt. Sehr

viele hatten bei den Eltern, bei der Mutter gelebt und waren bereits nach deren Tod mehr und mehr vereinsamt. Es war dann oft überhaupt niemand mehr da, der sich um sie kümmerte, der sie in Krankheits- oder Schwächefällen pflegte. Im allgemeinen waren sie nicht so stark in das Leben verwickelt worden, in Schmerz und Freude, wie die Verheirateten. Die einen hatten durch den Verzicht auf die Ehe das Opfer auf Leben bereits erfahren; bei den andern, die aus freien Stücken der Ehe aus dem Wege gegangen waren, schien die Lebensaufgabe, das Schicksal auf irgendeine Weise enger und begrenzter. Die Konflikte waren weniger spannungsreich und darum auch der Verzicht auf äusseres Leben, den das Alter fordert, weniger leidvoll. Auch war es bei diesen Unverheirateten leichter möglich, dass sich ihnen die Vergangenheit mit allerhand Bildern der Phantasie schmückte. Es war ja nur wenig da, und es gab keine unumstösslichen, bitteren Erfahrungen, die die inneren Wunschbilder in Frage gestellt hätten.

Innerhalb des Altersheimes muss ein Unterschied gemacht werden zwischen den Insassen der 1. Klasse und denen der allgemeinen Abteilung. Die Zimmer der 1. Klasse sind Einzelzimmer bzw. für Ehepaare auch Zweierzimmer. Sie liegen nur zum Teil im Spital selber, zum grossen Teil befinden sie sich in schönen Patrizierhäusern in der Nähe des Spitals. Das Leben in diesen Altersheimen 1. Klasse spielt sich etwa wie in gut geleiteten Sanatorien ab. Die alten Menschen sind frei, haben die notwendige Pflege, und abgesehen von einem gemeinsamen Mittag- und Abendtisch sind sie allein. Wenn man auch im Altersheim 1. Klasse dem Leiden des Alters in allen Graden begegnet, da kein Komfort die dunklen Erinnerungen, die inneren Aengste und das körperliche Leiden hinwegzunehmen imstande ist, so besteht doch ein wesentlicher Unterschied zum Leben der Alten in der allgemeinen Abteilung: Sie dürfen allein sein. Es ist eines der grössten Leiden der alten Menschen in der allgemeinen Abteilung, dass sie nie allein sind und kaum ein Plätzchen auftreiben können, wo sie sich ungestört ihren Gedanken oder einfach der Ruhe hingeben können. — Dies ist eine der Hauptklagen, die sie vorbringen: «Wenn nur die vielen Menschen nicht wären», oder «Das Alleinsein fehlt mir so», oder das Einleben ins Heim sei so schwer gewesen wegen der anderen, oder: Als er zum ersten Male mit so vielen anderen hätte schlafen müssen, hätte er geweint wie ein Schlosshund, nächtelang. Sogar noch aus der 1. Klasse tönten diese Klagen: alles sei schön, nur das gemeinsame Essen mit den vielen Menschen, das sei so schwierig. Das sei sie oder er gar nicht mehr gewohnt usw. Das Allein- und Für-sich-sein-Wollen ist der ständig geäusserte Wunsch der alten Männer und Frauen.

Psychologisch ist dieser Wunsch nur allzu verständlich; er ist nicht nur Ausdruck eines Widerstandes gegen die Kollektivierung durch den Heimbetrieb, in dem jeder als Einzelner mehr oder weni-

ger untergeht, sondern er entspricht vor allem dem natürlichen Introversionsbedürfnis des alten Menschen.

Eine unmittelbare Folge des nicht befriedigten Introversionsbedürfnisses war die im Heim zu beobachtende Streiterei der alten Menschen. Es gab kaum etwas, das nicht als Streit Anlass berichtet und vorgebracht wurde: Der eine wollte bei offenem Fenster schlafen, der andere bei geschlossenem, der eine schnarchte, der andere hustete, der dritte stand morgens um 4 Uhr auf; der eine fand das Essen schlecht, der andere gut; der eine hielt etwas auf seine Kleidung, der andere lief schlampig herum. Diese Streitigkeiten herrschen in der allgemeinen Abteilung des Altersheimes bei Männern und Frauen in gleicher Weise. Je mehr alte Menschen ich aber gesprochen hatte, desto verständlicher, ja schliesslich sympathischer wurde mir dieser Kleinkrieg. Denn die gegenseitigen Widerstände brachten es fertig, um die alten Menschen herum diejenige Distanz und Abgeschlossenheit zu legen, die ihnen natürlicherweise vom Schicksal nicht gewährt wer-

den konnte. Mitten unter den vielen Insassen des Heimes wurden sie einsam. Damit hatten sie — unbewusst — das erreicht, was sie bewusst ersehnten. Man stelle sich einmal vor, was es bedeutet, wenn Leute jahrelang im gleichen Zimmer schlafen und entweder überhaupt kein Wort miteinander reden oder sich mit «guten Morgen» und «gute Nacht» begrüssen und dann schweigen. Hier muss eine ganz starke Kraft am Werke sein, ein Trieb, der solche Isolierungen zuwege bringt. — *Es ist der Trieb, der den alten Menschen zur Loslösung von der Welt und in diejenige Einsamkeit führt, wo nach Verstummen und Verblässen der äusseren Eindrücke die innere Welt lebendig werden kann.*

Aber es wird verständlich, dass die Möglichkeit eines erfüllten oder geglückten Alters sehr davon abhängt, wie «religiös» ein alter Mensch ist, oder, mit anderen Worten: wie tief die Belebung der seelischen Welt, der «inneren Wirklichkeit» geht; denn nur aus dieser «inneren Quelle» strömt das Geheimnis der seelischen Ruhe und der Erfülltheit des Alters.

IST LINKSHÄNDIGKEIT EINE ABNORMITÄT, EIN GESELLSCHAFTLICHES TABU ODER EINE NORMALE ERSCHEINUNG?

Von Dr. med. Mario Caliezi

In unserer Gesellschaft ist die linke Seite mit zahlreichen negativen Werturteilen verbunden. «Iss mit der rechten Hand!» «Gib zum Gruss die schöne Hand!» Das sind jedem Kind vertraute Zurechtweisungen aus dem Munde der Mutter, des Vaters. Mit der «rechten» Hand ist damit die richtige im Gegensatz zur falschen oder die gute im Gegensatz zur schlechten gemeint. Jemand tut etwas linkisch, ein anderer lässt etwas links liegen, oder ein dritter ist mit dem linken Bein zuerst aus dem Bett gestiegen, wenn er übel gelaunt ist. Ein Schwur, der mit der linken Hand ausgeführt wird, ist ungültig.

Im Gegensatz zu diesen negativen Wertungen, die mit der linken Körperseite verknüpft sind, liegt rechts alles Gute. Man studiert Recht oder ist Rechtsgelehrter, so wie im Französischen «droit» rechts, gut, tüchtig oder eben auch das Recht heissen kann. Man kann die rechte Hand eines Vorgesetzten sein. Und das ursprünglich lateinische Wort für links, sinister, das schon im Lateinischen die Bedeutung von ungeschickt, ungünstig oder unheimlich hatte, ist heute im Französischen völlig

der Bedeutung unheilverkündend, unheimlich oder als Hauptwort für das Unglück vorbehalten. Die linke Seite heisst stattdessen gauche. In gleicher Weise besagt im Englischen das Wort «right», dass etwas recht, gut, in Ordnung und «left» links, fragwürdig, linkisch ist. Die Beispiele dieser moralischen Seite von rechts und links liessen sich noch lange vermehren. Auch in den Religionen sind ähnliche Rechtsbevorzugungen anzutreffen. Im Alltag lässt man eine Respektperson oder eine Frau rechts gehen. Zahlreiche Kleinigkeiten dürfen nach unserem abendländischen Kodex nur rechts ausgeführt werden; andernfalls läuft man Gefahr, als unständig oder lächerlich zu gelten. Auch in östlichen Ländern sind solche Ausprägungen zu beobachten. Der Hindu zum Beispiel grüsst, indem er die rechte Hand an seine Stirn führt.

Und wenn einer nun ausgesprochener Linkshänder ist? Ist er dann unrichtig oder unheimlich? Tritt dieses Problem, anders zu sein als die Mehrzahl der andern, nicht bedrohlich auf ihn zu? Ist Linkshändigkeit vielleicht doch eine Abnormität?

Fortsetzung auf Seite 29